

Auf Fluchtinseln und Wartburgen

Von Sieglinde Geisel (Text) und Gerald Zörner (Bilder)

Giwi Margwelaschwili war seit zwei Jahren nicht mehr in Georgien. Er reist mit leichtem Gepäck: eine Aktentasche mit Manuskripten sowie eine Modelleisenbahn für den sieben Monate alten Enkel, den er noch nie gesehen hat. Am liebsten wäre es ihm, wenn er zwischen Tbilissi und Berlin pendeln könnte; seine Wohnung in Tbilissi hat er behalten.

Als Giwi Margwelaschwili 1990 nach Deutschland reiste, hatte er seine alte Heimat fast ein halbes Jahrhundert nicht mehr gesehen, abgesehen von drei Reisen in die DDR. Er kam mit einem Manuskriptstapel von anderthalb Metern Höhe – die sprichwörtlichen geleerten Schubladen eines Autors, der jahrzehntelang ohne Veröffentlichung produziert hatte. Und man musste die Romane nicht einmal übersetzen, sie waren bereits auf deutsch geschrieben. Das Wünschen jedoch hat in Giwis Leben noch nie geholfen: Die Leser zeigten wenig Verständnis für vertrackte Wortspiele und «Buchpersonen», denen aus ihrem Text geholfen werden soll. Die Bücher verkauften sich schlecht, die Verlage liessen den eben noch gefeierten Autor fallen.

Auch in Berlin lebt er nicht freiwillig: Seit einer schweren Nierenoperation im Jahr 1992 ist er auf die medizinische Betreuung des Westens angewiesen. «Ich lande immer an leeren Orten», sagt Giwi in seiner Berliner Wohnung. Auf dem Bücherschrank stehen Photos der Freunde, die wir in Georgien besuchen wollen. In Deutschland hat Giwi kaum Freunde – abgesehen vom Ostberliner Liedermacher Ekke Maass, der ihn nach Deutschland geholt und sich nachhaltig für seine Einbürgerung eingesetzt hatte.

Georgien ist die Heimat der Freunde, Deutschland die Heimat der Sprache. Die Sprache war das einzige, was ihm in Georgien von Deutschland geliebt war. Sie wurde zu einer Fluchtinsel, auf die ihm höchstens ein paar Germanisten folgen konnten. Dass er seine Autobiographie «Kapitän Wakusch» nicht im Stil Thomas Manns würde erzählen können, war ihm von Anfang an klar – sein emigriertes Deutsch bot ihm Freiheiten, gegen die sich die heimische Sprache sperrt. Er treibt mit der Sprache ein verfremdendes, übermütiges Spiel, «um den Ernst der Zeit anders anzufassen». Dem Ernst der Zeit kommt er mit georgisch-deutschen Symbolwörtern bei, die sich in verschiedenen Bedeutungsfeldern verästeln. So zum Beispiel das «Häuschen», das Wohnung, Staat und – in «Sachsenhäuschen» – auch KZ heissen kann. Die Bewohner des Häuschens stehen unter der Fuchtel eines «Mamassachlissi» (georgisch für «Vater des Hauses» – Patriarchen und Diktatoren). Wakusch, das *alter ego* des Autors, zieht sich bisweilen in sein «deuxes Sprechzimmer» zurück, denn sein Mamassachlissi ist viel zu beschäftigt, um dem Sohn «Kolchidisch» (Georgisch) beizubringen. Wenn in einem Häuschen schlimme Verhältnisse herrschen, müssen «Kapitäne» wie Wakusch sich auf eine «Wartburg» in die innere Emigration zurückziehen. Als Fluchtweg aus dem faschistischen Häuschen entdeckt Wakusch im Berlin der dreissiger Jahre den Jazz: Die Band von Signor Tullio Mobiglia spielt in einem Vergnügungsort namens «Kakadu» – einem «Sturmvogel gegen alle politisch-ökonomischen Zwangslagen». Das Zauberwort «Dixieland» meint viel mehr als Musik, es bezeichnet einen ideologiefreien Raum der Ekstase: Auf der «Dixiebahn» geraten Wartbürger «aus dem Häuschen». Noch heute erwacht in Giwis Gesicht etwas Junges, Sinnliches, wenn er den Kopfhörer seines Walkmans aufsetzt und zu Louis Armstrong tanzt.

*

In Tbilissi besuchen wir das Haus von Giwis Tante, in dem längst jemand anders wohnt. An einem Augustabend des Jahres

1947 wurde der knapp zwanzigjährige Giwi von einem NKWD-Offizier hergeführt. «Als wir um die Ecke bogen, hörte ich ein wüstes armenisches Gezänk, da wäre ich fast aus den Schuhen gekippt. Ich begriff, dass ich nicht mehr in Europa war.» Als die Tante den Geheimdienstagenten in der Tür stehen sah, reagierte sie mit Panik. Sie hatte ihren Neffen noch nie gesehen und verlangte Papiere, die ihn als ihren Verwandten ausweisen würden. Da die Ämter schon geschlossen waren, verbrachte Giwi die erste Nacht in der Wohnung des Agenten. In den folgenden Wochen und Monaten rebellierte er gegen alles, er weigerte sich, die Universität zu besuchen. Erst allmählich begriff er die Angst seiner Verwandten, die über seine Widerborstigkeit entsetzt waren. Tante und Onkel wären 1921 beinahe von einem bolschewistischen Erschiessungskommando hingerichtet worden und hatten ein Jahr in Haft verbracht. 1951 entging dann Giwi selbst nur wie durch ein Wunder der Deportation: In einer einzigen Nacht wurden alle Exilgeorgier, die nach dem Krieg zurückgekehrt waren, nach Zentralasien verbracht. Hinter dem Wunder steckte das KGB, das danach jahrelang vergeblich versuchte, ihn als Agenten anzuwerben.

Als Giwi 1961 eine eigene Wohnung erhält, beginnt er mit seiner Autobiographie: Er habe sich beweisen wollen, dass das frühere Leben kein Traum gewesen sei. Eine Schlüsselstelle aus dem noch unpublizierten Teil des «Kapitän Wakusch» zeigt den Emigranten Wakusch in Tbilissi, wie er sich bemüht, die rasch verblasenden Erinnerungen heraufzubeschwören. Sein Autor sieht ihm dabei über die Schulter. Die Beschwörung wirkt: Auf dem Papier erscheint der Kakadu, samt der dröhnenden Band von Tullio Mobiglia. Die Figuren sind nur daumengross, Wakusch sperrt sie sofort mit einem Buchstabengitter in den Text. Die Buchpersonen jedoch wollen dringend mit ihm reden. Er hebt das Gitter, schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch – und schon sind die Däumlinge lebensgross. Sie füllen das ganze Zimmer und überschütten ihren Autor mit Vorwürfen: Sie verlangen einen offenen Text, vor allem jedoch wollen sie sofort wieder in ihren angestammten Kosmos nach Westen entlassen werden, im übrigen hätten sie nur den kleinen Wakusch gekannt und wollten sich nun nicht von ihm schreiben lassen, zumal sein Deutsch inzwischen zu wünschen übriglasse. Wakusch droht, sie der Zensur zu übergeben – aber seine Buchpersonen wissen längst, dass die Zensur sich für ihren Autor viel mehr interessieren wird als für sie. Mit einem Schlag auf den Tisch wischt Wakusch sein aufrührerisches Völklein in den Text zurück. Das Gitter sorgt dafür, dass niemand entwischt.

Das Motiv der Buchpersonen, die sich gegen ihr vorgeschriebenes «Thema» auflehnen, zieht sich durch Giwi Margwelaschwilis ganzes Werk. In «Das böse Kapitel» macht sich etwa ein Korrekturtrupp aus der Realwelt in den biblischen Buchbezirk auf. Die Korrektoren haben von der Buch- und Versweltverwaltung einen gefährlichen Auftrag erhalten: Sie müssen den Heiligen Text umschreiben, so dass der Kindermord von Bethlehem beim nächsten Lesen nicht mehr stattfindet. Giwi verhilft mit Vorliebe den Buchpersonen anderer Autoren zur Flucht aus dem Text. In seinem Manuskriptstapel liegen Bearbeitungen von den «Buddenbrooks» bis zur «Ilias». Überträgt man diese Gedankenspiele auf die Realität, stellt sich die bange Frage, ob wir vielleicht selbst nichts als Buchpersonen sind, die einen fremden Text erfüllen. Die Analogie zu Diktatur liegt nahe, sie greift jedoch zu kurz: In jeder Gesellschaft gelten soziale Codes, die dem Individuum ein bestimmtes Leben vorschreiben, ihm seine «Eigentlichkeit» rauben – der heideggerische Terminus wurde für Giwi zum Schlüsselbegriff.

In Tbilissi gibt es keine Ecken, die Giwi viel bedeuten würden – das Leben fand in den Häuschen statt, «die Leute lebten hier wie Fremde». Die Erkundungsgänge in Giwis georgisches Leben führen deshalb in die Wohnzimmer seiner Freunde. Dort wurde gefeiert, getanz und nach Kräften über das Regime hergezogen. Giwi spricht von einem «Kult des Hauses» in Georgien, einem Rückzug ins Private. Die Treppenhäuser sind verdreht, in kaum einem Hochhaus funktioniert der Lift – tritt man jedoch über eine Türschwelle, steht man auf blankem Marmor.

In Giwis Freundeskreis verstand man sich als Kernzelle der inneren Emigration, und bei seiner Ankunft nach dem Krieg stellte Giwi überrascht fest, dass der Dixieland hier schon längst Fuss gefasst hatte. «Swing» war ein Kultwort im Georgischen: Sagte man von jemandem, er sei swing, dann meinte man damit Witz, Lebendigkeit und eine Ablehnung der herrschenden Ideologie. Nur in der Diktatur gewinnen Freundschaften diese Dimension des Utopischen: «Es war die Intensität, mit der wir etwas Besseres suchten, der intuitive Drang, freier zu sein, als wir waren. Dazu gehörten die Leichtigkeit, die Ironie. Giwi hatte eine Liberalität, die schon gar nicht mehr georgisch war», sagt Giwis Freund Reso Kiladse. Man entflohe dem sozialistischen Alltag, zum Beispiel durch Ausflüge ans Schwarze Meer. Reso und Giwi erinnern sich, wie sie nach Tbilissi zurückkamen und sich sagten: «Was? Da wieder rein? Ausgeschlossen!» Sie kehrten um und fuhren sofort ans Meer zurück.

Der exzentrische Komponist Felix Glonti lädt uns auf die Datscha oberhalb von Tbilissi ein; von der Veranda aus hat man einen grosszügigen Blick über die Stadt, deren Neubaugebiete sich in alle Täler verzweigen. An der georgischen Tafel ist Trinken die erste Pflicht des Gastes, Essen die zweite. Der Tisch ist üppig gedeckt: kleine delikate Fische, weisser Käse, der mit einem frischen Zweig Estragon am besten schmeckt, gebratenes Huhn mit pikanter Nussauce und saurem Kirschenkompott, Salate, Bratkartoffeln; der dunkelrote Wein stammt vom Weinberg eines Verwandten. Der Hausherr amtiert als «tamada» und sorgt mit Trinksprüchen dafür, dass die Unterhaltung im grossen Kreis bleibt. Felix Glonti trinkt auf die Gäste, auf deren Heimatland, auf Georgien, dann folgen Schewardnase, Herbert von Karajan und schliesslich die kosmologische Romantik, der sich Felix als Komponist zugehörig fühlt. Wenn er «strukturalistische» Musik höre, sei es, wie wenn er sich aufs Essen gefreut habe und dann gebratene Nägel vorgesetzt bekomme. Den Höhepunkt seiner Trinksprüche bildet eine längere Rede auf seinen Freund Giwi. «Der Ort von Giwis Buchpersonen ist eine Insel auf dem geistigen Ozean des Weltalls. Sollte der fliegende Holländer Schiffbruch erleiden, wird er dort verständnisvolle Aufnahme finden. Ich verliess die Insel wieder, aber Giwi blieb dort, und schliesslich erkannte er, dass es nur eine einzige Insel gibt, und die ist er selbst. Es ist die Insel der seelischen Entfremdung, das Schicksal des modernen Menschen, mit all seinem Leid und seinem leidenschaftlichen Suchen nach einem Punkt der Wahrheit.» Wir heben das Glas und trinken darauf, dass Giwi endlich die Anerkennung finde, die ihm zustehe.

In einem kleinen, isolierten Land wie Georgien gilt die Anerkennung des Westens mehr als alles andere. Als es zu Anfang der neunziger Jahre so aussah, als habe Giwi in Deutschland den Durchbruch geschafft, sahen ihn manche schon als Erfolgsautor. Mittlerweile sind die Illusionen verfliegen. «Ich höre, dass Giwi in Deutschland wieder für die Schublade schreibt», sagt Wachtang Alchazischwili. «Er lebt in einem freien Land und kann schreiben, was er will. Aber wenn es sich nicht verkauft, dann kann er schreiben, soviel er will, es nützt ihm nichts.»

Wachtang ist einer von Giwis ältesten Freunden, wir sind zu Tee und Kuchen eingeladen. Er erinnert sich an Giwis Ankunft, die tragische Geschichte von Vater und Sohn hatte sich in der Stadt bereits herumgesprochen. «Giwi kam als echter Deutscher nach Georgien. Alles an ihm war anders – wir sind Südländer, er war Nordländer.» Zu den typisch deutschen Marotten Giwis zählt Wachtang, dass er immer das Licht ausschaltet, wenn man es nicht mehr braucht – das würde keinem Georgier einfallen. Deutschland sei für Giwi immer ein ferner Traum gewesen. Als sie auf einer Wanderung deutschen Touristen begegneten, suchte Giwi

sofort das Gespräch, unbekümmert darum, dass er damit die Aufmerksamkeit des Geheimdienstes auf sich lenken konnte. Deshalb war Wachtang über den Grund der Niedergeschlagenheit seines Freundes erleichtert, als dieser nach einer Viertelstunde mit hängendem Kopf zurückkam: «Sie wissen nicht, wer Thomas Mann ist!»

Giwi habe sich in Bücher vergraben, seit er ihn kenne – und daran sei wohl auch seine Ehe gescheitert, vermutet Wachtang. Giwi widerspricht ihm nicht: eine gewisse Egozentrik sei der Preis für Kreativität. Die Heirat des 42jährigen kam unerwartet. Seine zwanzig Jahre jüngere Frau, die resolute Germanistin Naira Gelaschwili, bedauert rückblickend, dass für Giwi die Zeit des ausgelassenen Feierns damals bereits vorbei war. Eine erste Nierenoperation im Jahr 1972 hatte sein Lebensgefühl grundlegend verändert. Nun stand das Werk im Zentrum. «Ich hatte begriffen, dass ich endlich bin.» In der Tauwetterperiode der sechziger Jahre sei der Optimismus die treibende Kraft hinter seiner Arbeit gewesen, nun war es die Verzweiflung.

Das Zusammenleben mit einem Mann, der zwölf Stunden täglich am Schreibtisch sass, war für Naira nicht leicht, und nach der Geburt der Tochter Anna wurde die Situation zusehends schwieriger. Nach der Scheidung nahm sich Giwi eine eigene Wohnung, die Verbindung zur Familie ist jedoch eng geblieben. Sie würde sich weniger Sorgen um Giwi machen, wenn er in Deutschland wieder geheiratet hätte, meint Naira.

Giwis Wohnung liegt in einem der ärmsten Quartiere der Stadt. «Guckt hier, alles Häuschen!» meint er und zeigt auf die abenteuerlichen Anbauten, die an den Aussenwänden der hässlichen Hochhäuser in die Luft ragen. Jeder Mamassachlissi baut sich sein zusätzliches Zimmer auf Raten: Wenn nach einer halben Wand die Backsteine ausgehen, bleibt eben eine halbe Wand stehen. Im zweiten Stock einer Bauruine steht seit Jahren ein gelbes Auto, kein Mensch weiss, wie es dorthin gekommen ist. Vor dem Haus sitzen Männer an einem Tisch und spielen Domino. Giwi kennt sie nicht, sie jedoch grüssen ihn respektvoll mit Namen.

Die Wohnung ist eng, Küche und Bad sind winzig. Der Strom fällt oft aus, und Wasser gibt es meist nur abends, dann wird die Badewanne als Vorratsbehälter gefüllt. In Giwis Schlaf- und Schreibstube hat sich nichts verändert. «Vorsicht, hier fällt alles auseinander», warnt er, als ich mich auf einen Stuhl setzen will. Die beiden Schreibmaschinen (für kyrillische und lateinische Schrift) sind mit einem Tuch abgedeckt, neben dem Schreibtisch stapeln sich Manuskripte. Auf einem Regalbrett steht ein halbes Dutzend Lederbände. «Bücher von meinem Alten, die habe ich in Kutaisi gefunden.» Sie gehören zum wenigen, was von Tite Margwelaschwili geblieben ist.

Auf der anderen Seite eine Wand voll Bücher – eine Bibliothek, wie sie nur zu Sowjetzeiten möglich gewesen sei. Was man eben kriegen konnte, ergänzt durch Geschenke von Besuchern aus dem Westen: Derrida, Borges, Gesamtausgaben deutscher Klassiker, Marguerite Yourcenar, ein Band von Johannes Mario Simmel. Ein charakteristisches Relikt aus Sowjetzeiten sind die unscheinbaren blauen Hefte: Sie enthalten fast das gesamte Werk Martin Heideggers in Giwis Handschrift. Man konnte sich die Bücher nur für kurze Zeit aus Moskau ausleihen, später hat er sie Seite für Seite abgelichtet. Giwi schüttelt den Kopf über die Unordnung im Regal. «Die liebe Naira holt sich die Bücher und stellt sie dann irgendwo wieder rein. Man kann im Leben nichts zusammenhalten. Alles läuft auseinander, wie ein Rudel Hasen.» Als wir im dämmrigen Treppenhaus stehen, liest er die Kreideschrift an der schmutzigen Wand: *Guns 'n' Roses. Deep Purple. Metallica*. «Gut, gut, es ist alles noch da», meint er mit einer Spur konspirativer Befriedigung darüber, dass die Dixieländer auch in den Herzen der heutigen georgischen Jugend Platz finden.

Das Fremdsein gewinnt in Georgien eine besondere Schärfe, gerade weil einem das Land nicht völlig unvertraut erscheint. Wenn Georgier das Wort «europäisch» benutzen, reden sie von einer anderen Welt. Während drei Wochen ist es mir in Tbilissi nicht gelungen, eine westliche Zeitung aufzutreiben. Ein Urteil über die Verhältnisse dieser Übergangszeit traut man sich auch nach vielen Gesprächen nicht zu. Einig sind sich die Gesprächs-

partner nur darin, dass die Lage seit dem Ende des Krieges – gemeint ist hier immer der Bürgerkrieg von 1991/92 – besser geworden sei. Ansonsten herrscht eine enorme politische Apathie: Dass kurz vor unserer Ankunft ein grossangelegtes Attentat auf Schwarnadse aufgedeckt worden war, scheint nur Giwi zu bewegen.

Die georgische Sprache ist undurchdringlich fremd, indogermanische Ohren können in der kaukasischen Sprachfamilie keine Wörter erraten. Nicht einmal ein Strassenschild kann man lesen, denn die weich geschwungene Schrift gibt keine Buchstaben preis. So sitzt man tatsächlich allein in den vier Wänden seines «Sprechzimmers». Als Giwi in Georgien ankam, sprach er kein Georgisch und nur wenig Russisch. Gemildert wurde der sprachliche Schock durch die deutsche Minderheit, wo er überraschend eine heimatische Insel fand. Etwa zweitausend Deutschstämmige leben heute noch in Tbilissi, die meisten gehen auf religiöse Einwanderer zurück, die im 18. Jahrhundert aus Schwaben nach Georgien zogen. In den zwanziger Jahren kamen Frauen aus Deutschland, die einen Georgier geheiratet hatten. Die ehemalige DDR-Bürgerin Dora dagegen ist in den sechziger Jahren nach Tbilissi gezogen, sie hatte ihren Mann, den Bildhauer Lewan Mcheidze, beim Studium in Leningrad kennengelernt. In den letzten Jahren ist die deutsche Gesellschaft in Tbilissi allerdings merklich zusammengeschmolzen. Dora spricht vom «kläglichen Rest». Die deutschen Weihnachtsfeiern sind nicht mehr die rauschenden Feste von einst.

*

Georgien sei ein «getaufter Mond», lautet eine der schönsten Metaphern in «Kapitän Wakusch». Als wir in einem klapprigen Taxi durch die chaotischen Strassen von Tbilissi rasen, erklärt Giwi die zwei Bedeutungsfelder des getauften Monds. Zum einen liege Georgien hinter dem Mond, man müsse immer mit mondsüchtigen Ideen rechnen. Mondsüchtig sei etwa das Bild des Westens (in der Idealisierung wie in der Verteufelung) und die Stalin-Verehrung, die sich in Georgien hartnäckig hält. Die zweite, tiefere Bedeutung der Metapher vom getauften Mond meint tatsächlich das christianisierte Heidengestirn. Obwohl Georgien bereits 334 zum Christentum übergetreten ist, haben sich viele heidnische Bräuche gehalten, so etwa das Tieropfer in der georgisch-orthodoxen Kirche oder die mit Stoffetzen behängten Wunschbäume, die man in der Nähe von heiligen Stätten findet. «Der Mond – das ist auch der Wein, das Dionysische, die Gesänge, die Gelage und die Ausgelassenheit. Das alles geht weit über das Christentum hinaus.»

Am Abend sind wir zu Doras deutsch-georgischem Geburtstagsfest eingeladen. Auf jeden neuen Gast wird sofort getrunken, denn jeder Gast ist vom Schicksal gesandt, wird uns Europäern erklärt. Der Gastgeber soll wie der Teppich unter den Füssen des Gastes sein. Wenn man das Glas nach dem Trinkspruch bis auf den letzten Tropfen austrinkt und es umdreht, hält dies die Feinde von demjenigen fern, dem der Trinkspruch gegolten hat. «Was habe ich gesagt?» stösst Giwi mich an und ruft vergnügt: «Hoch die Tassen!»

Giwi fühlt sich wohl in der Heimat der Freunde, die georgische Mentalität entspricht seinem Temperament, und er interessiert sich lebhaft für die wirtschaftliche Situation im Land. Die Gesellschaft ist gespalten: Die Frage, ob Georgien eine Zukunft habe, wird früher oder später fast in jeder Gesprächsrunde gestellt. Es gibt kaum Lohnempfänger, die ganze Gesellschaft ist freischaffend. Giwi setzt auf die neue Generation. Seine beiden entfernten Neffen – ein Biologe und ein Informatiker – hoffen auf eine Traumkarriere, das Reichwerden habe eben begonnen. Was er denn in Deutschland wolle, hätten sie ihn gefragt. «Komm doch wieder nach Georgien, hier kannst du deine Vorträge halten, man kennt dich, alles ist billiger.» In manchen Kreisen jedoch gilt Giwi immer noch als Fremdling. Seit seiner Ankunft 1947 hatte sich das mondsüchtige Gerücht gehalten, er sei ein Spion des Westens. Weil er nicht auf Georgisch schreibt, wurde er nie in den Schriftstellerverband aufgenommen. «Du bist ja nicht einer von uns», hatte ihm einmal ein angeheiterter Patriot in einem Taxi lächelnd bedeutet. Manche Nationalisten begegnen ihm mit offener Feindseligkeit. Die 45 Jahre Sowjetunion waren für Giwi eine «Zwangszeit», in der er sich von der Welt abgeschnitten fühlte. Rückblickend ist er mit seinem Schicksal unversöhnt: «Mein Leben ist unglücklich verlaufen, es ist zuzusagen der Preis für den Tod meines Vaters. Ich kann das

nicht mit einem Gefühl der Rührung sehen.» Erst 1997 hat er aus einer Akte des KGB erfahren, dass sein Vater noch 1946 nach Tbilissi gebracht und im Regierungskeller erschossen worden war.

«Hier wie dort bin ich ein Fremdkörper.» Auch die Heimat der Sprache hat den deutschen Schriftsteller mit dem georgischen Namen nicht richtig angenommen. «Ich bin kein Volksschriftsteller, sondern ein Schriftsteller der Emigration, des Fremdseins.» Giwi Margwelaschwili ist ein ewiger Emigrant. Sein Leben war immer ein Warten auf bessere Zeiten, auch seine Berliner Wohnung ist eine Wartburg, die mehr in der Zeit existiert als an einem bestimmten Ort. «Ich bin dort zu Hause, wo mein Schreibtisch steht. Da kann man mich an den Nordpol setzen, arbeiten kann ich überall.» Er tut, was er als Wartbürger immer getan hat: Er widmet sich dem Schicksal jener Wartbürger, die in seinen vielen unvollendeten Manuskripten auf ihren Autor hoffen. «Wenn ich morgens aufstehe, dann ist der Tag schon voll. Die Buchpersonen warten auf mich.»